

Klaus Giel

Der Dialog in der Philosophie (2007)*

Die Philosophie sei ganz eigentlich Nicht-Leben, hat Fichte in seiner rigiden Art formuliert: Sie beginnt mit dem Ausschalten aller vertrauten Lebensbezüge, die sozialen nicht ausgenommen. Das philosophische Denken ist ein Denken in der Abgeschlossenheit und Einsamkeit. So jedenfalls wurde es bereits von Meister Eckhart gesehen, der die Abstraktheit des Denkens mit „Abgeschlossenheit“ eingedeutscht hat. Das philosophische Denken sagt sich los von allen Bindungen – *solutum ab esse* – an die Wirklichkeit: selbst noch von den Formen der Sprache, in denen wir über sie verfügen, indem wir uns an sie binden. Unsere Interessen, Zwecksetzungen und Sinngebungen sind die Weisen, in denen wir uns zum Maß aller Dinge erheben, und die Selbstbezüglichkeit, die sich darin manifestiert, wird zur Matrix, auf der wir die Dinge verrechnen. Nur im Loslassen von der Wirklichkeit, dem im wörtlichen Sinne Absolutwerden, wird unser Denken frei, „ledig“, so daß wir die Dinge so sehen können, wie sie von ihnen selbst her sind. In das so ledig gewordene Denken, sagt Meister Eckhart, kann Gott einfließen.

Daß wir uns nie gänzlich von uns selbst befreien können, ist der Erdenrest, den zu tragen der von Menschen repräsentierten Philosophie peinlich ist.

Dies vorausgesetzt, wie erklärt sich dann die befremdlich erscheinende Hinwendung des philosophischen Denkens zum Andern, dem Mitmenschen. Die Grundlegung einer philosophischen Ethik ist ohne das tiefere Verständnis der Mitmenschlichkeit nicht möglich. Den Begriff des Andern hat Lévinas in das Zentrum der Philosophie gestellt, die ihre Erfüllung im Aufbau der Ethik findet.

Die Forderung einer Philosophie der – verkürzt gesagt – Mitmenschlichkeit hat nichts zu tun mit dem romantischen Ideal des Symphilosophierens. Wirklich gedacht haben auch die Romantiker in der Einsamkeit ihrer Studierstuben. Und so wenig aus dem Ideal der Abgeschlossenheit die Ungeselligkeit der Philosophen folgt, so wenig sind die Freundschaftsbeziehungen der Romantiker schon die Garantie einer Philosophie der Mitmenschlichkeit.

So stellt sich also die Frage, was mit philosophischem Denken eigentlich gemeint ist. Daß es ein abgeschiedenes Denken sein soll – *solutum ab esse* – ist ja nur eine negative Bestimmung, und daß es ein Denken der Mitmenschlichkeit sein soll, bedeutet nicht, daß es nur im freundschaftlichen Verkehr möglich ist.

Als Grundform des philosophischen Denkens wurde – nicht zufällig – gerade im Umkreis der Romantik der Dialog herausgestellt: von F. H. Jacobi, von Schleiermacher und seinem Schüler Feuerbach, auch Fichte wäre hier zu nennen. Die Erwähnung Fichtes in diesem Zusammenhang scheint doch auf einen grundlegenden Widerspruch aufmerksam zu machen. Steht die Betonung des dialogischen Denkens (als der Grundform des Philosophierens) nicht im Widerspruch zu der eingangs mit dem Namen Fichtes in Verbindung gebrachten Abstraktion vom Andern, der zunächst ja nur als Nicht-Ich „gesetzt“ wird. Was also ist hier mit Dialog

* Unveröffentlichtes Manuskript.

gemeint und in welchem Sinne soll der Dialog die Grundform des philosophischen Denkens sein?

Der Begriff des Dialogs, um mit einer Unterscheidung zu beginnen, ist nicht gleichbedeutend mit dem der Diskussion. Die Diskussion ist streng genommen keine philosophische, sondern eine gesellschaftlich-politische Denkform. Es geht darin um die argumentative Durchsetzung von Standpunkten und der darin begründeten Perspektiven. Ebenso wenig hat der Dialog etwas mit dem Diskurs zu tun. Der Diskurs, so wie er in die moderne Diskussion (von Foucault im wesentlichen) eingeführt wurde, ist eine Art Schematismus, in dem Zeichen (Worte) auf Sachen („les choses et les mots“) bezogen, vermittelt werden. Das Denken ist im Diskurs fundiert. Es wird hier nicht mehr als ein seelisches Vermögen begriffen.

Platon, den Schleiermacher übersetzt hat, bestimmt den Dialog als das Gespräch, das die Seele mit sich selber führt. Auf die Frage, was Denken sei antwortet Sokrates: „Eine Rede, welche die Seele bei sich selbst durchgeht über dasjenige, was sie erforschen will. Freilich nur als Nichtwissender kann ich es dir beschreiben. Denn, so schwebt sie mir vor, daß, solange sie denkt, sie nichts anderes tut als sich unterreden, indem sie sich selbst antwortet, bejaht und verneint“ (Theaitetos 189e - 190a). Und: „Also Gedanken und Rede sind dasselbe, nur, daß das innere Gespräch der Seele mit sich selbst .. Gedanke genannt“ wird (Sophistes, 263 d-e). Wenn das die Bestimmung des dialogischen Denkens sein soll: Was hat nun das Gespräch, das die Seele mit sich selbst führt mit der eingangs herausgestellten Abgeschlossenheit zu tun?

Für den Mystiker Eckhart war das Loslassenkönnen der Abgeschlossenheit durch die Glaubenspraxis vorgezeichnet. Wie aber ist sie in der Profaneität zu erreichen? Daß die Kasteiung des Leibes das Gegenteil bewirkt, wußten schon die Mystiker, und heute wissen wir, daß die ideologiekritischen Exerzitien uns nicht von Vorurteilen befreien. Wie also ist in der profanen Welt das Denken aus seinen Verstrickungen mit der Wirklichkeit zu befreien: wie ist das Denken aus den Bindungen an die je individuelle Lebensgeschichte mit ihren Interessen, Perspektiven und Erfahrungen zu lösen. Im Zusammenhang dieser Fragestellung haben die genannten Denker des neunzehnten Jahrhunderts im Rückgriff auf Platon den Dialog als die Grundform, als Element des Denkens und als Prinzip der Philosophie eingeführt.

Ausgangspunkt der weiterführenden Überlegungen ist der Dialog, der im neunzehnten Jahrhundert zum Element der dramatischen Handlung avanciert war. Die dramatische Rede war nicht länger mehr die deklamatorische Selbstdarstellung von Charakteren, sondern der eigentliche Handlungsraum des Dramas. Die dramatische Handlung wurde nicht mehr durch das Aufeinanderprallen verschiedener Charaktere in Gang gesetzt und in seinem Verlauf bestimmt; Charaktere werden vielmehr durch die dramatische Handlung bestimmt und zur Geltung gebracht. Seiner formalen Struktur nach erscheint der Dialog jetzt nicht mehr als das Gespräch vertrauter Personen, die ihre Ansichten und Gesinnungen teilen oder darüber streiten. Der Dialog beginnt sozusagen dort, wo die Partner einander fremd sind oder fremd werden. Der Dialog setzt den Andern nicht mehr als vertraute Person voraus, mit der mühelos und ohne die Gefahr des Mißverständnisses kommuniziert werden kann, sondern als den unvordenklich Andern. Um in ein Verhältnis zu diesem unvordenklich Andern treten zu können, muß ich mich sozusagen neu organisieren. Im Bezug auf den unvordenklich Anderen, den Anderen als einem unverfügbaren Du, werde ich allererst zu einem aller Bestimmungen ledi-

gen Ich. Ich und Du, das ist also die reine Differenz, die Ur-Teilung, die nicht einholbare Voraussetzung (Prinzip) des idealistischen Denkens. Die durch Ich und Du bezeichnete Differenz ist der Raum, in dem begriffliche Unterscheidungen möglich werden, der Raum also, in dem, was immer es sein mag, allein durch Unterscheidungen bestimmbar wird. Durch Unterscheidungen (Differenzen) und Abgrenzungen werden Bedeutungen, Zeichen definiert. Nur Zeichen haben Bedeutung. Die Bedeutung von „etwas“ ist nicht durch eine zugrundeliegende Substanz definiert: sie ist nicht die Wesenseigenschaft einer zugrundeliegenden Substanz. In diesem Sinne hatte Wilhelm von Humboldt die Sprache, deren Elemente durch Abgrenzungen definierte Bedeutungen sind, in die Urdifferenz von Ich und Du situiert. Und nur in dieser Ich-Du-Beziehung, die in keiner Weise dinghaft (welthaft) vermittelt ist, kann die Wirklichkeit begriffen, also durch Unterscheidungen bestimmt werden. Die Sprachzeichen sind durch das definiert, was sie einem unvertrauten Du bedeuten. Die Sprache ist zwar immer auch ein Zusammenhang von festgelegten Bedeutungen, aber aufgrund ihrer dialogischen Verfaßtheit ist sie kein in sich geschlossenes System. Der dialogische Logos ist, um es auf einen Nenner zu bringen, ein *logos semantikos*, und das Denken, die Aktualisierung dieses logos ist durch Zeichenoperationen bestimmt. Was die Bestimmung des Denkens angeht, hält Humboldt es mit Leibniz: „Unser ganzes schlußfolgerndes Denken besteht in nichts anderem als der Verknüpfung und der Ersetzung (substitutio) von Zeichen.“¹

Der Dia-log, die Ich-Du-Beziehung, wie Humboldt sie in die Sprachphilosophie eingeführt hat, eröffnet so gesehen die Möglichkeit des „Symbolisierens“ (Schleiermacher): sie ist die Beziehung, die in den „symbolischen Formen“ (Cassirer) verwirklicht, ausgeführt (Performanz) wird. Denkend wird die Wirklichkeit in Bedeutungen erfaßt. Soweit durch das Denken das Wirkliche in dem, was es ist, bestimmt wird, könnte man sagen: Das Sein des Wirklichen ist seine Bedeutung. Allerdings: Die Bedeutung, das Sein des Wirklichen ist die mit dem unvordenklich Anderen geteilte Wirklichkeit. Das Sein der Wirklichkeit, ihre Wahrheit beginnt unter Zweien.

Der Dialog, von dem unsere Überlegungen ausgegangen sind, ist eine sprachliche Kunstform besonderer Art. In der Form des Dialogs werden Personen in die Ich-Du-Beziehung gesetzt, in eine abstrakte Beziehung, die nicht welthaft vermittelt ist. Normalerweise und alltäglich ist der Andere immer über die Dinge und mit ihnen „gegeben“ oder durch Interessen, Bedürfnisse vermittelt. Er erscheint in sozialen Rollen und Funktionen oder in den personalen Bindungen der Freundschaft, der Liebe usw. Der Dialog ist dem allen gegenüber eine abstrakte Beziehung, in der Personen nicht über ein Drittes vermittelt sind. Der Dialog ist eine Beziehung, die es nur in und durch die Sprache „gibt“. Er gehört nach Humboldt zu den Formen des Sprachgebrauchs, die die Sprache nicht als Instrument der Kommunikation verwenden. Es sind dies Formen, in denen die Sprache als *energeia*, als Tätig-Wirkende sich selber in distinkten Bedeutungseinheiten artikuliert (die Formen der Prosa: die Erzählung, die Beschreibung oder die Erörterung sind solche Formen, die durch keinen äußeren Zweck bestimmt sind). Es sind dies Formen des Sprechens der Sprache, in der die Sprache selbst zum Agierenden wird (*genitivus subjectivus* und *objectivus*).

¹ Gottfried Wilhelm Leibniz: Die philosophischen Schriften. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. Berlin/Halle, Band VII, S. 31.

Der Dialog ist nun aber eine besondere Form des Sprachgebrauchs insofern als er die Grundstruktur der Sprache, die Ich-Du-Beziehung, in der Ich und Du gleichsam nur die Pole des Kraftfeldes der Sprache sind, durchscheinen läßt. Das bedeutet aber, daß die der Sprache innewohnenden Formen des Sprachgebrauchs (Erzählung, Erörterung usw.) dialogisch auf ein Du, das nicht anwesend zu sein braucht, bezogen sind. Im Du erst kommt die Rede zu sich selbst: sie findet im unvordenklich Andern ihre Erfüllung.

Konkret will damit gesagt werden, daß das Verständnis eines Textes, in dem eine Erzählung oder Erörterung dargeboten wird, nur verstanden wird, wenn der „Rezipient“ von dem, was er geworden ist, von seiner Lebensgeschichte absieht, um sich dann im Text, über sich selbst aufgeklärt, wiederfinden zu können.

Dieses Absehen von sich selbst wird einem ganz ausdrücklich in den Lehrgesprächen zugemutet. Das Lehrgespräch ist der Ort der begrifflichen, denkenden Durchdringung der Erfahrungen und Ansichten, die man so hat. Das Lehrgespräch wird zum Ort, an dem einem die Selbstaufklärung zugemutet wird. Insofern darin die Unmittelbarkeit der Erfahrung begrifflich aufgehoben wird, wird es zum Ort, an dem der Erkenntnisprozeß als dramatische Handlung realisiert wird. Das ist ein schmerzhafter Prozeß, in dem Vorurteile und Standpunkte, von denen ein weiser Mann gesagt hat, sie seien geistige Horizonte mit dem Radius Null, überwunden werden. Das Erkennen „gibt“ es nur als Überwindung der Dummheit, gegen die niemand gefeit ist, weil sie sich immer da einstellt, wo wir in die Wirklichkeit verstrickt sind. In diesem Sinne wurde der Dumme in die Erkenntnisdialoge der Renaissance eingeführt. Die technischen Modelle der Informationsübermittlung haben das Lehrgespräch aus der Schule verdrängt, sehr zum Schaden des Unterrichts. Unsere Kinder lernen ohne zu erkennen.

Die Philosophie aber ist nur als Lehrgespräch und ausschließlich in Lehrgesprächen lebendig. Sie existiert nur in der Form des Lehrgesprächs, weil das Philosophieren nicht als Profession betrieben werden kann. Sie ist allerdings ein Lehrgespräch besonderer Art. Während die Erkenntnisdialoge den begrifflichen, mitteilbaren Gehalt von Erfahrungen zur Sprache bringen, ist die Philosophie das Lehrgespräch über die Begrifflichkeit in ihren historischen Konkretionen und Ausprägungen: dem Verstand in seiner historischen Gestalt. In diesem Sinne erfaßt die Philosophie nach einem Ausspruch Hegels, ihre Zeit in Gedanken. Sie ist, um es anders zu formulieren, das Lehrgespräch, in dem der Verstand (die Begrifflichkeit der Zeit) zur Vernunft gebracht wird. Im Streben nach einem von allen Voraussetzungen befreiten Denken fängt sie immer von vorn an. Dies gelingt ihr aber nur in der Beziehung zu Anderen, die der Zumutung des Anfangens entsprechen.